

Es gilt das gesprochene Wort!  
Sperrfrist: Mittwoch, 22. November 2023, 17:00 Uhr.

*Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck*

**Predigt im Pontifikalamt zum 175-jährigen Bestehen des Kath. Klinikums Bochum und der  
St. Elisabeth-Stiftung, Bochum –  
Mittwoch der 33. Woche im Jk – Mittwoch, 22. November 2023, 17.00 Uhr –  
Propsteikirche St. Peter und Paul, Bochum**

---

Text: 1 Joh 3, 14-18;  
Lk 6,27-38.

Liebe Schwestern und Brüder,  
liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Katholischen Klinikums Bochum,  
liebe Festgäste,  
liebe Gemeinde.

I.

Vor 175 Jahren wurde mitten in Bochum das St. Elisabeth-Hospital gegründet, aus dem mit anderen Krankenhäusern und Einrichtungen der Gesundheitsvor- und fürsorge das Katholische Klinikum Bochum mitsamt der St. Elisabeth-Stiftung hervorgegangen ist. Im Logo aus Anlass der 175 Jahre, die seit Gründung von Krankenhaus und Stiftung vergangen sind, ist ein Herz zu sehen und der Hinweis auf „Verantwortung für Bochum und die Region seit 1848“.

Das Herz erinnert, so wie auch das Bild auf dem Gottesdienstheft, an die Patronin von Krankenhaus und Stiftung, an die hl. Elisabeth von Thüringen, deren Fest wir am vergangenen Sonntag, 19. November, gefeiert haben. Ihre Lebensgeschichte ist mit einer bemerkenswerten Aufbruchbewegung der Kirche eng verbunden, nämlich mit der Bewegung, die mit und um den hl. Franziskus von Assisi entstand, als Elisabeth selbst ein kleines Kind war. Der ungeheure

Aufbruch der Armutsbewegungen jener Zeit, der der Kirche in Europa, gerade wegen der Entwicklung der Städte, ein ganz neues Gesicht gab, war nicht nur von vielen Auseinandersetzungen begleitet, sondern auch von einer neuen Entdeckung der Nähe Jesu zu den Menschen. Die beiden großen Programmwörter für diese Bewegung, die ihr der hl. Franziskus mit seiner mystischen Begabung gab, waren „Armut“ und „Demut“. Gerade bei einer eher verweltlichten und auch ihres Auftrags wenig bewussten Kirche, war dies ein Ruf in eine neue Welt. Die Welt der Städte, der Geschäftsbeziehungen und den damit einhergehenden oft sehr armen Bevölkerungsschichten brauchte eine neue Präsenz der Kirche mit großer Sensibilität für die Armen samt einer demütigen Lebenshaltung.

Das Herz des Logos ist dabei ein Hinweis auf genau diesen Ursprung von Krankenhaus und Stiftung, den wir ins Heute übersetzen müssen. Das Rosenwunder, das das Bild auf dem Textheft erinnert, verweist uns legendarisch an die guten Taten der hl. Elisabeth während ihrer Zeit als Ehefrau des Grafen von Thüringen. Der Legende nach nämlich verwandelte sich Brot für die Armen, das sie bei sich trug, in Rosen, während ihr misstrauischer Mann sich ihr in den Weg zu stellen suchte, als sie sich auf den Weg zu den Armen machte. Elisabeth war intuitiv klar, dass ihr christliches Lebenszeugnis verbunden war mit einer tatkräftigen und liebevollen Nähe zu den Kranken, Armen und allen anderen Bedürftigen, mit denen sie ihren Reichtum teilte. So ist im Bild der Rosen ausgedrückt, was die Lesung des heutigen Tages zum Ausdruck bringt, wenn sie deutlich macht, was es heißt, Menschen zu lieben (vgl. 1 Joh 3,11). In den Reflexionen der johanneischen Theologie wird die Liebe zu einem Kennwort des christlichen Lebens, weil es das Wesensmerkmal Jesu ist, in dem Gott als unbedingt für die Menschen entschiedene Liebe bei uns ist. Nicht umsonst sagt der 1. Johannesbrief in Kapitel 4: „Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist Liebe“ (1 Joh 4,8). Genau um diese Liebe geht es, die sich mit Sensibilität für die Armut und in einer Lebenshaltung ausdrückt, die in den Gesten demütiger Nähe zu den Menschen ihr Wesen findet.

## II.

Dieses Programm, so sehr es uns von den Worten her oft bekannt ist und war, ist in der Tat revolutionär. Wenn im Logo von „175-Jahren Katholisches Klinikum Bochum und St. Elisabeth-Stiftung“ das Wort zu finden ist: „Verantwortung für Bochum und die Region seit 1848“, so wird damit an ein schicksalhaftes Jahr für das damalige Deutsche Reich, aber auch für uns als

Katholische Kirche erinnert. 1848 ist das Jahr einer ersten großen revolutionären parlamentarischen Versammlung in Frankfurt, in der eine Verfassung für ein damals neu zu gestaltendes Deutsches Reich verfasst wurde, in der es um die Rechte der Menschen und um wichtige Schritte hin zu einer demokratischen Grundgestalt von Staat und Gesellschaft geht. Es ist zugleich die Zeit, in der sich im Rahmen dieser emanzipatorischen Bewegungen, nach den Wirren der Französischen Revolution, der Napoleonischen Zeit und der restaurativen Wiedererstehung der Alten Ordnung, völlig Neues ankündigt. So treffen sich auch erstmalig die Vorgängerorganisationen des heutigen „Zentralkomitees der Deutschen Katholiken“ in Mainz zu einer ersten großen Versammlung, aus der in geschichtlicher Kontinuität bis heute das „Zentralkomitee der Deutschen Katholiken“ (ZdK) hervorgegangen ist. Gleichzeitig entsteht ein Verbändekatholizismus, der für Verantwortungs- und Gestaltungskraft innerhalb der Gesellschaft, vor allem der Kirche, steht. Es ist zugleich die Zeit, in der viele caritative Orden wachsen und somit eine neue revolutionäre Form der Achtsamkeit auf die Kranken, die Armen und die Bedürftigen Raum gewinnt.

Was damals eine sprichwörtliche „Revolutio“, also eine Umkehr und eine Erneuerung war, das brauchte ein programmatisches Gesicht und einen damit verbundenen Inhalt, der sich in der christlichen und sozialetischen Reflexion über die Sorge um die Armen, über Nächstenliebe, die Subsidiarität und die Solidarität, aber auch über die personale Würde des Menschen wiederfand, also wesentlich mit Verantwortungsethik und Gesinnungsethik zu tun hat. Das Beispiel der hl. Elisabeth war hierfür ein willkommenes Bild, das zugleich Motivation, aber auch Grundformen von Leben in der Nachfolge Christi deutlich machte.

### III.

Heute, 175 Jahre später, stehen wir wieder in einer für Viele ungewohnten, radikalen Form von Veränderung, die uns als Katholische Kirche schon lange, zusammen mit der gesamten Christenheit, nicht nur in Deutschland und Europa, sondern auf der Welt bewegen. Es geht um eine neue Form der Inkulturation des Glaubens und der Kirche(n) in eine moderne und sich zunehmend global und digital aufstellende Welt. Hier ist zu fragen, was es bedeutet, gerade angesichts der langen Geschichte der Sorge um kranke und bedürftige, um arme und notleidende Menschen, wie die Kirche diesen nahe sein und ihnen beistehen kann. Eine große Zeit der Ordensgemeinschaften, die diese Bewegungen getragen haben, ist, bis auf wenige Reste, in

unserer Kultur dabei, an ein Ende zu kommen. Aber es gibt Neues, das sich langsam Bahn bricht, dennoch viel Zeit braucht, um wachsen zu können, um einen neuen tiefen Sinn für ein solidarisches Miteinander zu entwickeln, das aus der Sorge um den Frieden, um die Bewahrung der Schöpfung, um die Sensibilität für den Lebensanfang und das Lebensende und einem neuen Bewusstsein, zusammen zu gehören, entspringt. Gleichzeitig sind die Gefahren, die genau diesen neuen Frühling bedrohen, durch die Ideologisierungen der Mächte und Gewalten unserer Zeiten, durch die Höllefeuer der Kriege und die Herausforderungen der Flüchtlingsströme, der Migration und der universalen Völkerwanderungen im Wachsen begriffen.

Es entsteht eine neue Ordnung! Was ist in dieser Ordnung der Auftrag der Gesundheitsvor- und fürsorge, der hochkompetenten Medizin und Pflege, der damit einhergehenden Verwaltung angesichts der Nöte der Menschen und der sich immer weiter entwickelnden Wissenschaften? Das sind aktuelle, bedrängende Fragen, vor allem verantwortungs- und gesinnungsethisch.

Für deren Beantwortung haben wir einen Schritt in eine neue Kultur zu tun, die uns in den grundständigen Werten bestätigt, aber in den Formen ihrer Verwirklichung und Realisierung in sehr konkrete neue Wirklichkeiten katapultiert. Die Kirche als Institution hat in Deutschland lange dafür Sorge tragen können, dass dies aus sich heraus möglich war. Wie aber geht das heute?

Grundständig wird es eine Eigenständigkeit der Institutionen brauchen, die sich dem Wettbewerb, sowohl innerhalb der Medizin und der Wissenschaften, als auch der Pflege und der Verwaltung auf neue Weise zu stellen haben. In einer solchen Eigenständigkeit muss ein katholischer Träger die Inhalte des tragenden Wertegerüsts neu durchdenken. Was bedeutet dann Nächstenliebe? Was bedeutet es, der heutigen Armut ein Gesicht zu geben? Was bedeutet es, mit Respekt und Solidarität den Bedürftigen Räume für Heilung und Heil zu eröffnen? Alle Antworten brauchen die Fähigkeit zur Differenzierung der Wirklichkeiten, um die es geht, bei gleichzeitiger Ausprägung einer Seelsorge mit hochkompetenter Begleitung von Menschen in unterschiedlichen beruflichen Zusammenhängen. War die Kirche in ihrer Seelsorge immer schon mit den Kranken und ihren Angehörigen beschäftigt, so bleibt dies eine Aufgabe, die ergänzt werden muss durch seelsorgliche und weitere kompetente Begleitung der Ärzteschaft und Pflegenden, der Verwaltungs- und anderen Angestellten im Krankenhaus – und Gesundheitswesen.

#### IV.

Wenn es im heutigen Lukasevangelium in der Bergpredigt heißt: „Ihr sollt...Gutes tun und leihen, wo Ihr nichts zurückerhoffen könnt. Dann wird Euer Lohn groß sein und Ihr werdet Söhne des Höchsten sein...Seid barmherzig, wie auch Euer Vater barmherzig ist...Gebt, damit auch Euch gegeben werden!“ (vgl. Lk 6,35-37), dann geht es um jene Sensibilität für das Übermaß an Not, das im sozialen und kirchlichen Sinn kompetent vermindert werden muss, aber auch in einem pastoralen Sinn Begleitung, Nächstenliebe, Aufmerksamkeit, Gebet und Hingabe braucht. Je professioneller unserer Welt aufgestellt wird, umso mehr braucht es jene allgemein menschliche Kompetenz der Aufmerksamkeit auf den Menschen als Person, für den die Seelsorge und die Grundbotschaft der Kirche einsteht, Liebe übt, Gutes tut und jedem gibt, der bittet (vgl. Lk 6,27-30). Es geht um eine Ethik der Seligpreisungen – mit allen moralischen Konsequenzen.

So werden katholische Krankenhäuser, gerade im Blick auf die grundständigen Fragen des Lebens, vor allem an seinem Anfang und an seinem Ende, Orte sein müssen, an denen in der oft paradoxalen Wahrnehmung der Wirklichkeit die Wahrheit des unbedingten Lebensschutzes an erster Stelle steht. Dies gilt für das ungeborene Leben bei gleichzeitiger sensibler Wahrnehmung der Rechte der schwangeren Mutter genauso, wie für die hochkomplexen Zusammenhänge, die zu begleiten sind, wenn menschliches Leben sich neigt und ein Mensch am Ende seines Lebensweges angekommen ist. Einfache Lösungen angesichts der medizinischen, pflegerischen und anderer Komplexitäten wird es nicht geben, wohl aber grundständige Desiderate und verbindliche Normen, die, unserer Überzeugung nach, einzuhalten sind. Das Ethos des Christlichen und Kirchlichen wird deswegen komplexer aufgestellt werden und sich differenzierter in die ethische Beurteilung von Gesundheitsvorsorge und –fürsorge einbringen müssen. Denn wir wissen, dass der Mensch an diesen Orten seines Lebens zwar einerseits durch die Normen des Gesetzes, aber andererseits auch durch die des Gewissens und seiner Auslegungsbreite bestimmt wird, die er im Raum der Freiheit vollzieht. Genau hier entstehen die meisten Problemüberhänge, die es zu begleiten und, wenn möglich, zu lösen gilt.

#### V.

So wie die hl. Elisabeth zu ihrer Zeit, angesichts der großen Intuitionen des hl. Franziskus von Assisi, ihre klassischen Rollen ablegte, sich als Mensch ganz für andere beschrieb und so zur

evangeliumsgemäßen Freiheit ihres Lebens und Glaubens befreit wurde, so steht uns dies heute ebenso wieder bevor. Wir brauchen dazu Wesentliches ihres revolutionären Sinnes, für den das Anfangsjahr von Krankenhaus und Stiftung im Jahr 1848 ebenso steht, wie die revolutionären Ereignisse unserer Zeit. Diese zeigen in ihrer ganzen Vielschichtigkeit und Klarheit zugleich, wohin Freiheit führen kann, nämlich in die Hölle, in die Gewalt und in die Ideologie der Menschenverachtung, aber eben auch in einen neuen aufkeimenden Frühling von Leben, von Achtsamkeit, von Mühe um Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, eben von Liebe in einer wiederum auf andere Weise arm gewordenen Welt, die Menschen der Demut braucht.

Es ist für uns Christen so, als würde Gott neue Geschichten schreiben, in der er uns zu einer neuen Freiheit befreit und wir in unserer Deutungskompetenz komplexer Lebenszusammenhänge neu herausgefordert sind. Hat sich das Brot in den Armen der hl. Elisabeth zu Rosen verwandelt, so müssen sich heute alle wissenschaftlichen, technischen und sonstigen Errungenschaften in Medizin und Gesundheitsvor- und fürsorge wandeln in ein Angebot für wachsendes Leben bei gleichzeitiger Achtung aller Grenzen des Lebens, die sich dem Menschen und seiner Verfügbarkeit entziehen. Dahinter steht, geistlich zumindest, die Herausforderung, dass es darum geht, das zu suchen, was frei macht: Wahrheit, Gutheit, Schönheit, Liebe, Autorität, Gnade. Das bedeutet, evangeliumsgemäß gedeutet, Jesus Christus, Gott Vater und den Hl. Geist zu finden. Zugleich aber gibt es so viele unterschiedliche Formen, sich existenziell absichern, etablieren, behaupten, überlegen machen zu müssen, dass diese Freiheit des Evangeliums nicht selten beiseite geschoben und missbraucht wird. Es geht nämlich heute einfach um eine neu wahrzunehmende Chance zu einer Begegnung mit den Erkenntnissen der Wissenschaften und den hochgradig professionellen Welten der Seelsorge und des Glaubens. Es geht auf diesen Wegen schließlich um die Begegnung mit dem lebendigen Gott. Dem hl. Franziskus begegnete Gott in Jesus Christus im Kreuz von St. Damiano, bei dem er spürte, dass Jesus ihn umarmen wollte, aber auch in der Begegnung mit den ausgesetzten pestkranken Menschen seiner Zeit.

Fast zeitgleich erfährt dies die hl. Elisabeth von Thüringen in der Begegnung mit den Armen angesichts ihres eigenen persönlichen Reichtums und ihrer Macht. Nicht umsonst wird erzählt, dass sie kurz vor ihrem Lebensende in Marburg, wohin sie nach dem Tod ihres Mannes vor ihren Verwandten geflüchtet war, am Karfreitag auf einen bloßen Altar ihre bloßen Hände legte, um sich ihrer eigenen Macht zu entledigen und frei zu sein für die Begegnung mit Gott und den

Menschen.

VI.

Es soll nicht unterkomplex klingen, diese innerste Wahrheit christlichen Lebens an dieser Stelle noch einmal aufzurufen: Wer frei sein will, Revolutionär sein will, wer Neues entdecken und zum Wohle der Menschen umformen will, dem muss es um Begegnung gehen, die wahr- und freimacht. Ein solches Ethos wird auf Dauer helfen können, damit das ursprüngliche Ethos, aus dem heraus in revolutionärer Zeit nicht nur das Katholische Klinikum Bochum und die St. Elisabeth-Stiftung in ihren Vorformen entstanden sind, erneuert wieder entsteht.

Dazu braucht es Menschen voll von Glaube, Hoffnung und Liebe, geprägt vom Evangelium des Mutes zur Umkehr, zur Begegnung, zur Weltzugewandtheit und zur Absage an alles Überflüssige. Es braucht schlichtweg Mut zum Reich Gottes, das keiner von uns in seiner Vollgestalt leben kann, wohl aber im bruchstückhaften Voraussentwurf geschichtlich wirksame Gestalt gewinnen kann. Da kann dann auch – spirituell – das Gebet ein Vorentwurf zur Tat werden (vgl. Klaus Demmer MSC).

Wo dieses Leben des Reiches Gottes ernsthaft versucht wird, da entsteht hin und wieder ein Mensch, der ein Heiliger oder eine Heilige genannt werden kann. Und damit ergibt sich auch das Glück zu erfahren, was zum Grund des christlichen Glaubens gehört, nämlich der vertraute Umgang mit dem verborgenen Gott und der von daher möglichen liebevollen Gemeinschaft mit den Menschen, die das Glück erfahren, angenommen zu sein und Frieden zu finden.

Was kann es Besseres geben für den Menschen, um heil zu werden und gelassen, als zu begreifen, dass das letzte Wort nicht uns Menschen, sondern Gott zukommt, der sich immer wieder öffnet auf den Menschen hin, „weil er da ist, weil er da war und einst kommen wird“ (vgl. Offb 1,8). Amen.